

(Nachdruck verboten.)

34]

Foma Gardjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

„Was hat er gethan?“ fragte Ljuba, die gierig den Worten des Alten lauschte.

„Wer weiß es? Er kann sich jetzt wohl selbst nicht verstehen . . . wenn er klüger geworden ist . . . Und er ist wohl klug geworden . . . er hat keinen dummen Vater . . . und hat auch nicht wenig durchgemacht . . . Man verwöhnt sie, die Nihilisten! Man sollte sie mir überlassen . . . Ich würde für sie schon eine Arbeit finden . . . In die Wüste mit ihnen! Marsch in irgend eine öde Gegend! . . . Nun, Ihr Philosophen, richtet Euch hier das Leben nach Wunsch ein! Nun, laugt wir an! Und als Aufseher würde ich feste Bauern anstellen . . . Also, Ihr lieben Leuten, man hat Euch aufgepäppelt und gefüttert und gelehrt — was habt Ihr gelernt? Zahlt die Schuld zurück . . . Ja, ich würde nicht einen Groschen für sie ausgeben und würde doch den ganzen Saft aus ihnen herauspressen — gebt ihn nur her! Man darf keinen Menschen geringschätzen, es ist zu wenig, ihn ins Gefängnis zu stecken! Du hast das Gesetz überschritten und lebst dann wie ein Herr. Nein, arbeite nur ein wenig . . . Von einem einzigen Samen keimt eine ganze Aehre auf, man kann also nicht zulassen, daß ein Mensch verloren geht, ohne Nutzen zu bringen! Ein sparsamer Tischler findet in seiner Arbeit für jeden Span einen Platz, so muß auch jeder Mensch nützlich verwendet werden und muß ganz, bis auf sein letztes Naderchen, verbraucht werden. Jeder Schind hat seinen Platz im Leben, und der Mensch hat immer einen Wert . . . Ach, es ist schlimm, wenn die Kraft ohne Verstand lebt, es ist auch schlimm, wenn der Verstand ohne Kraft ist. Zum Beispiel der Foma . . . Sieh mal, wer kommt . . .“

Als Ljuba sich umwandte, sah sie Zesim, den Kapitän des „Zernat“, auf dem Gartenweg daherkommen, er hatte seine Mütze ehrerbietig gezogen und verneigte sich vor ihr. Sein Gesicht war verzweifelt und schuldbehaftet, und er sah ganz zerknirschert aus. Jakow Tarassowitsch erkannte ihn und fragte voller Unruhe:

„Woher des Weges? Was ist geschehen?“

„Ich komme zu Ihnen,“ sagte Zesim und blieb mit einer tiefen Verbeugung vor dem Tisch stehen.

„Das sehe ich, daß Du zu mir kommst. Um was handelt es sich? Wo ist das Dampfschiff?“

„Das Dampfschiff ist dort!“ Zesim zeigte mit der Hand irgend wohin in die Luft und trat schwer von einem Fuß auf den andern.

„Wo, zum Kukud? Erzähle zusammenhängend — was ist geschehen?“ schrie der Alte mit zorniger Stimme.

„Es ist ein Unglück geschehen, Jakow . . .“

„Ist das Schiff gescheitert?“

„Nein. Gott hat das verhütet.“

„Seid Ihr verbrannt? Nun, sprich rasch!“

Zesim zog viel Luft in die Brust ein und sagte langsam:

„Die Barke Nummer neun ist untergegangen . . . man hat sie zerschlagen. Einem Arbeiter ist das Rückgrat gebrochen . . . und ein anderer fehlt ganz, er ist wohl ertrunken. Dann sind fünf Menschen verwundet, aber nicht schwer . . . einige sind trotzdem arbeitsunfähig geworden.“

„So—o ist's!“ sagte Majakin gedehnt und maß den Kapitän drohend mit den Augen. „Nun, Zesimuschka, ich werde Dir dafür schon die Haut abziehen . . .“

„Es ist nicht meine Schuld,“ sagte Zesim schnell.

„Nicht Deine Schuld?“ schrie der Alte, am ganzen Leibe zitternd. „Wessen sonst?“

„Der Herr selbst . . .“

„Foma? Und Du . . . wo warst Du?“

„Ich habe in der Luke gelegen . . .“

„So, Du hast dort gelegen?“

„Ich war festgebunden . . .“

„Wa—as?“ quetschte der Alte mit dünner Stimme auf. „Erlauben Sie, daß ich der Reihe nach erzähle. Der Herr war also betrunken und schrie: „Fort mit Dir! Ich werde selbst kommandieren!“ Ich sage drauf: „Ich darf nicht! Ich bin ja der Kapitän!“ „Bindet ihn!“ sagt der Herr dann.

Man band mich und ließ mich in die Luke zu den Matrosen hinab. . . Da der Herr betrunken war, wollte er einen Spaß machen. Uns entgegen kam eine Karawane . . . es waren sechs leere Barken, die vom „Tschernogorjez“ gezogen wurden. Foma Ignatjitsch versperrte ihnen den Weg. Sie haben gepiffen, mehr als einmal; man muß die Wahrheit sagen . . . sie haben gepiffen!“

„Nun?“

„Sie konnten es nicht mehr abwenden . . . die zwei vorderen sind auf uns geprallt . . . wie sie gegen das Bord unsrer neunten Barke rannten, da war's aus mit uns . . . Auch sie sind beschädigt . . . doch uns ist es viel schlechter ergangen . . .“

Majakin erhob sich vom Sessel und lachte ein zitterndes, boshaftes Lachen. Zesim seufzte, zuckte die Achseln und sagte:

„Der Herr hat einen gar zu heftigen Charakter. Wenn er nüchtern ist, schweigt er meistens und geht nachdenklich herum, wenn der Herr aber seine Sprungfedern mit Wein anfeuchtet, dann schnellen sie in die Höhe. Dann ist er nicht mehr Herr über sich und über das Geschäft, sondern ein grimmiger Feind — verzeihen Sie! Und ich möchte fort, Jakow Tarassowitsch! Ich bin es nicht gewöhnt, ohne Herrn zu sein, ich kann ohne einen Herrn nicht auskommen . . .“

„Schweig!“ sagte Majakin streng. „Wo ist Foma?“

„Dort am Platz . . . Gleich nachdem es geschehen ist, ist der Herr zu sich gekommen und hat gleich Arbeiter holen lassen . . . Sie werden die Barke heben . . . haben wohl schon damit angefangen . . .“

„Ist er allein dort?“ fragte Majakin und senkte den Kopf. „Nicht . . . ganz . . .“ erwiderte Zesim leise und schielte zu Ljuba hinüber.

„Nun?“

„Es ist eine Dame dort . . . so eine schwarze.“

„So.“

„Diese Frau scheint nicht ganz bei Sinnen zu sein,“ sagte Zesim seufzend. „Sie singt immer . . . sie singt sehr schön . . . es ist sehr verführerisch.“

„Ich habe nicht nach ihr gefragt!“ schrie Majakin zornig. Die Furchen in seinem Gesicht verzerrten sich krankhaft, und es schien Ljuba, als ob der Vater gleich weinen würde.

„Beruhigen Sie sich, Vater!“ bat sie freundlich. „Der Schaden ist vielleicht nicht groß.“

„Nicht groß?“ rief Jakow Tarassowitsch laut aus. „Was verstehst Du, Du Narrin! Ist denn die Barke zu Grunde gegangen? Ach Du! Ein Mensch ist untergegangen! Das ist es. Ich brauche ihn aber. Ich brauche ihn, ihr stumpfsinnigen Teufel!“

Der Alte schüttelte zornig den Kopf und ging mit raschen Schritten über den Gartenweg dem Hause zu.

Foma besand sich unterdessen vierhundert Schritt von seinem Vater entfernt in einer Bauernhütte am Ufer der Wolga. Er war soeben aufgewacht, lag auf dem Boden in der Mitte der Hütte auf einem Lager von frischem Heu und schaute mit finsternen Augen durch das Fenster auf den Himmel, der mit grauen, stöckigen Wolken bedeckt war.

Der Wind riß an ihnen und jagte sie umher! Sie zogen schwer und traurig wie eine große Herde über den Himmel, überholten einander, schmolzen in eine einzige Masse zusammen, zerrissen wieder in Stücke, senkten sich in lautloser Verwirrung tief auf die Erde herab und stiegen in die Höhe, indem sie einander verschlangen.

Foma blickte sie lange an, ohne den vom Rausch schweren Kopf zu bewegen, und begann endlich zu fühlen, daß auch in seiner Brust lautlose Wolken dahinglitten, sein Herz mit feuchter Kälte anwehten und es beengten. In der Bewegung der Wolken am Himmel lag etwas kraftloses und Angstliches, und dasselbe fühlte auch er in sich . . . Ohne zu denken, stellte er sich alles vor, was er in den letzten Monaten erlebt hatte.

Ihm war, als sei er in einen trüben, heißen Strom gefallen, und als hätten ihn jetzt dunkle Wellen erfasst, die diesen Wolken am Himmel ähnlich saßen; sie hatten ihn erfasst und trugen ihn irgendwohin, wie der Wind die Wolken. In dem Dunkel und dem Lärm, die ihn umgaben, sah er wie im Nebel, daß mit ihm zugleich noch andre Menschen dahin eilten . . . heute andre als gestern, jeden Tag neue, doch

alle sahen sich ähnlich und waren gleich jämmerlich und widerlich. Beiraten, laut und gierig drehten sie sich wie in einem Windhauch um ihn, hielten für sein Geld Orgien, beschimpften ihn, schlugen sich, schrienen und weinten sogar manchmal. Und er schlug sie. Er erinnerte sich, daß er eines Tages jemand ins Gesicht geschlagen, jemand den Kopf vom Leibe gerissen und ihn ins Wasser geworfen, und daß ihm jemand mit nassen, kalten Lippen, ekelhaft wie Frösche, die Hände geküßt hatte. Er küßte sie und bat weinend, ihn nicht totzuschlagen. . . In seiner Erinnerung huschten verschiedene Gesichter vorüber, Töne und Worte erklangen darin. . . Eine Frau in einer gelben, auf der Brust aufgeknapften Seidenjacke sang mit lauter, schluchzender Stimme:

„Laßt uns leben, so lange es geht . . .
Und dann braucht kein Gras mehr zu wachsen!“

Alle diese Menschen sind von derselben dunkeln Welle erfasst wie er und werden, verwildert und vertiert, wie sie sind, von ihr dahingetrieben. Sie alle fürchten sich wohl ebenso wie er, vorwärts zu blicken, dorthin, wohin sie die tobende, starke Welle trägt. Sie ertränken ihre Angst im Wein und stürmen mit der Strömung vorwärts, sie zappeln, brüllen, thun etwas Unsinniges, treiben Pöffen, lärmten und lärmten und sind niemals froh. Auch er hatte das alles gethan, während er sich unter ihnen bewegte. . . Und es schien ihm jetzt, daß er das alles aus Angst vor sich selbst gethan habe, um diesen Lebensabschnitt schneller hinter sich zu haben, oder um nicht daran zu denken, was später sein werde. . .

In dem wirren Gewühl der Orgien, in der Menschenmenge, die von der Ausschweifung erfasst, von wilden Leidenschaften zerrüttet und von dem Bestreben, sich zu vergessen, halb wahnsinnig war, blieb nur Sascha stets ruhig und gleichmäßig. Sie betrank sich nicht, sie sprach mit den Leuten stets mit einer festen, gebieterischen Stimme, und alle ihre Bewegungen waren sicher, als würde sie von diesem Strom nicht erfasst, sondern beherrsche selbst seinen stürmischen Lauf. Sie erschien Foma als die klügste unter allen, die ihn umgaben, und als diejenige, die am gierigsten nach Lärm und Vergnügungen verlangte; sie kommandierte alle, dachte sich immer etwas Neues aus und sprach mit allen Menschen gleich: sie hatte für den Kutscher, den Kellner und den Matrosen denselben Ton und dieselben Worte wie für ihre Freundinnen und für Foma. Sie war schöner und jünger als Palageja, doch ihre Liebsosungen waren still und kalt. Foma hatte das Gefühl, daß sie tief in ihrem Herzen etwas Schreckliches vor allen verberge, daß sie niemals jemand lieben könne und sich nie ganz mitteilen würde. Dieses Verborgene in ihr zog ihn an und regte in ihm das Gefühl einer ängstlichen Neugier und eines heftigen, gespannten Interesses für ihre ruhige, kalte Seele, die dunkel wie ihre Augen war.

Eines Tages hatte Foma zu ihr gesagt:

„Wir haben eigentlich nicht wenig Geld zusammen verputzt.“

Sie blickte ihn an und fragte:

„Wozu soll man das Geld denn aufheben?“

„Wozu, wirklich?“ dachte Foma und war erstaunt, daß sie so einfach urteilte.

„Wer bist Du denn?“ fragte er sie ein andres Mal.

„Hast Du vergessen, wie ich heiße?“

„Wieso denn?“

„Was brauchst Du also noch zu wissen?“

„Ich frage nach Deiner Herkunft. . .“

„Ach so! Ich bin eine Kleinbürgerin aus dem Jaroslauer Gouvernement, aus Uglitsch. . . Ich war Harfenspielerin. . . Wie ist's, werde ich Dir denn lieber sein, wenn Du weißt, wer ich bin?“

„Weiß ich's denn?“ fragte Foma lächelnd.

„Genügt Dir das nicht?“ Ich werde nichts mehr sagen. . . Wozu auch? Alle haben die gleiche Abstammung, die Menschen und das Vieh. . . Und was kann man von sich sagen. . . wozu? Alle diese Gespräche haben keinen Sinn. . . Wir wollen lieber darüber nachdenken, wie wir heute den Tag verbringen sollen.“

An diesem Tage fuhren sie mit einem Musikorchester auf einem Dampfschiff spazieren, tranken Champagner und befrankten sich alle fürchtig. Sascha sang ein ganz besonderes, seltsam trauriges Lied, und Foma weinte wie ein Kind, von dem Gesang gerührt.

Dann tanzte er mit ihr den Nationaltanz, sprang schwitzend und müde, wie er war, über Bord und wäre fast ertrunken.

Als er sich jetzt an alles das und vieles andre erinnerte, schämte er sich und war mit Sascha unzufrieden. Er blickte auf ihre schlankte Gestalt, hörte ihre gleichmäßigen Atemzüge und fühlte, daß er diese Frau nicht liebte, und daß er sie nicht brauchte. In seinem schweren Kopf keimten leise graue, langgezogene Gedanken auf. Ihm war, als ob alles, was er in dieser Zeit erlebt hatte, sich in ihm in einen schweren, feuchten Knäuel zusammengewickelt habe, und jetzt dieser Knäuel in seiner Brust herum rolle, sich langsam entwirre und er selbst mit den dünnen, grauen Fäden festgebunden werde.

„Was geht mit mir vor?“ dachte er. „Jetzt führe ich ein ausschweifendes Leben — warum denn? Ich weiß nicht zu leben. . . ich verstehe mich nicht. . . Wer bin ich denn?“

Diese Frage verblüffte ihn, er verweilte dabei und versuchte darauf zu kommen, warum er nicht so fest und sicher leben konnte wie andre Menschen. Er schämte sich bei diesem Gedanken und wurde unruhig, er wälzte sich auf dem Heu herum und stieß Sascha gereizt mit dem Ellbogen.

„Vorsichtig!“ sagte sie im Schlaf.

„Ist schon gut. . . bist wohl keine vornehme Dame!“ murmelte Foma.

„Wast hast Du?“

„Nichts.“

Sie wandte ihm den Rücken zu, gähnte behaglich und sagte träge:

„Mir hat geträumt, ich wäre wieder eine Harfenspielerin. Ich singe Solo, und mir gegenüber steht ein großer schmutziger Hund, fleckt die Zähne und wartet, bis ich aufhöre. Und ich fürchte mich vor ihm, ich weiß, daß er mich fressen wird, sobald ich zu singen aufhöre. . . und ich singe und singe immer. . . und auf einmal bleibt mir die Stimme aus. Es ist furchtbar. Und er knirscht mit den Zähnen. . . O Gott, erbarme Dich! Was bedeutet das?“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

c. **Liebeslieder der alten Ägypter.** Jahrhundertlang lebten die alten Ägypter in der allgemeinen Vorstellung als ein Volk, das steif und abwechselungslos sein Dasein verbrachte, wesentlich mit dem Nachdenken über den Tod und tiefe religiöse und philosophische Fragen beschäftigt. Als man vor etwa fünfzig Jahren in einem Papyrus ein Märchen fand, glaubte man es durchaus als eine im Volkstone berichtete Göttermythe deuten zu müssen. Dann aber mehrten sich die Funde, die bewiesen, daß die alten Ägypter neben der religiösen Litteratur auch eine reiche Unterhaltungslitteratur besaßen, in der sich ihr Empfindungsleben deutlich spiegelte und sie als Menschen von Fleisch und Blut, mit allgemein menschlichen Interessen, Gefühlen, Wünschen und Schmerzen erscheinen. Professor Alfred Wiedemann schildert in einer soeben erschienenen kleinen Schrift „Die Unterhaltungslitteratur der alten Ägypter“, die in der Sammlung „Der alte Orient“ von der Vorderasiatischen Gesellschaft herausgegeben ist, diesen interessanten Zweig der altägyptischen Litteratur, ihre Volkslieder, Fabeln, Reiseabenteuer, Geister- und Zaubergeschichten, Sagen und Märchen. Besonders reizvoll sind aber die Liebeslieder, von denen einige hübsche Proben mitgeteilt werden. Drei aus der Zeit um 1200 v. Chr. stammende Sammlungen von Liebesliedern sind bisher aufgefunden worden. Die umfangreichste steht in einem Londoner Papyrus, der daneben Sagen und Märchen enthält; kleinere ergeben ein Turiner Papyrus und eine von Spiegelberg in ihrem Werte erkannte Scherbe des Museums zu Gizeh. Manche Aulänge an Motive, die auch bei andern Völkern in den Liebesliedern bekannt sind, finden sich da wieder. So erinnert das folgende an Hero und Leander: „Die Liebsosungen der Geliebten sind auf jenem Flußufer, ein Flußarm ist dazwischen, ein Krokodil steht auf der Sandbank. Ich aber steige in das Wasser und neige mich nieder in die Flut. Mein Mut ist groß in dem Gewässer, die Wogen sind wie Land für meine Füße. Die Liebe zu ihr giebt mir die Kraft. Ach! Sie gab mir einen Zauber für die Gewässer.“ In einem andren schwärmt ein Liebender: „Rüße ich sie und sind ihre Lippen offen, so bin ich begeistert auch ohne Bier. Wenn die Zeit gekommen ist, das Lager zu bereiten, oh, Diener, so sage ich Dir: Lege seines Linnen zwischen ihre Glieder, ein Lager für sie aus königlicher Leinwand, gieß ach! auf das verzierte weiße Linnen, das besprengt ist mit dem feinsten Öl.“ An den Liebhaber in allen Gestalten wird man erinnert durch folgendes: „Oh, wäre ich doch ihre Regerin, die ihr auf dem Fuße folgt. Ach! Dann sähe ich mir zur Freude die Gestalten aller ihrer Glieder.“ Sehr drastisch im Ausdruck seiner unbeflegbaren Liebe ist ein andres Liedchen: „Ist nicht mein Herz wohlgeneigt Deiner Liebe? . . . Nicht werde ich mich (von der Liebe) trennen lassen und wenn man mich prügelte. . . bis zum Syerland mit Stöcken und Knüppeln, bis Rubien mit Palmruten, bis zum Hochlande mit Gerten, bis

zum Tieflande mit Zweigen. Nicht werde ich hören auf ihren Rat, mein Verlangen aufzugeben." In andren Liedern spricht auch die Schöne: "Du Schöner! Mein Herz steht danach, die Speisen für Dich zu bereiten als Deine Hausherrin, mein Arm sollte ruhen auf Deinem Arm. Wenn Du abwendetest Deine Lieblosungen, dann würde mein Herz sagen in meinem Innern, in meinem Flehen: Mir fehlt mein großer (Freund) in dieser Nacht, und so bin ich wie ein Mensch, der im Grabe weilt. Denn, bist Du mir nicht Gesundheit und Leben? Dein Rahen giebt Wärme über Dein Wohlsein meinem Herzen, das Dich suchte." Oder: "Die Stimme der Laube ruft, sie spricht: Die Erde ist hell, wo ist mein Weg? Du Vogel, Du rufest mich! Aber ich, ich fand meinen Geliebten auf seinem Ruhelager. Mein Herz ist glücklich über alle Mäßen, und jeder von uns spricht: "Nicht werde ich mich (von Dir) trennen. Meine Hand ist in Deiner Hand. Ich wandle und bin mit Dir an jedem schönen Orte, Du machtest mich zum ersten der schönen Mädchen, nicht tränktest Du mein Herz." —

Theater.

Schauspielhaus. Der Herr von Abadessa. Ein Abenteuerstück von Felix Dörmann. — Felix Dörmann, der als junger Mensch mit einer, sehr bezeichnend „Neurotika“ getauften, Gedächtniswahrnehmung hervortrat und der in den letzten Jahren durch einige gewagte Wiener Sittenstücke Aufsehen erregte, scheint jetzt des schwächlichen Dekadententums überdrüssig. Er ist in seinem neuen Märchen-Drama kaum wieder zu erkennen. Seine Muse hat sich die blauen Waden rot geschminkt, hoch aufgerichtet, rasselnd mit Schild und Schwert, schreiet sie einher und donnert: Hoch die Kraft, Tot den Weichlingen! Der „Nebenmensch“ hat es ihr angethan. Nießche und Felix Dahn haben Vätern bei dem Werk gestanden. „Minne, Mannesmut und Mut, Reiding, der das nicht versteht, Mut und Mannesmut und Minne, alles andere ist mir Spinn“ — unwillkürlich fällt einem bei dem großen Abenteuer Valentino dies Motto ein, mit dem Fritz Rauthner die Wikingier und Gotenführer des kampfbegeisterten Professors so hübsch verspottet hat. Valentino ist von ähnlichem Schlage, „raufen, raufen bis aufs Blut“, so ruft er jauchend in dem seelenvollen Gesänge, mit dem er vor verammeltem Volk die Königin seines Herzens gewinnt. Nur die „Tirreue“ — die Ur- und Grundtugend, mit der Dahns germanische Helden so verschwenderisch ausgestattet sind — das „deutsche Gemüt“ geht ihm völlig ab. Er ist hart, selbstlich und verschlagen, einer, dem alles Menschliche nur als Spielzeug seiner eignen selbstherrlichen Laune gilt und der sich großen Mutes zu dieser Sinesart bekennet, ein Dahn'scher Held zur mitleidslosen „blonden Bestie“ Nießches fortentwickelt.

Zu dem meerumbrändeten Schloß vom Abadessa haust hoch oben, allem Volk verborgen, ein greiser Fürst mit blaublichem, gewaltigem Zauber Schwert. Ihn drückt die Trauer, daß er es nicht mehr selbst im Kampf mit den Feinden zu schwingen vermag und daß die Kraft seines Enkels der schwereren Last der Waffen nicht gewachsen ist. Da wirft ein Sturm das Schiff des Abenteurers Valentino an das Land. Vito, des jungen Fürsten, Braut hat ihn im Traum vorausgeschaut und glühendes Liebessehnen hat sie ergriffen. Ihn, dem Wilden und Starren, will sie gehören. Als ein fahrender Sänger gelangt der Schiffbrüchige in das Schloß, wo Vito seine Hochzeit mit Medusa feiern will. Der alte König, die leeren Gemächer durchirrend, trifft den fremden Mann. Die harten, unarmherzigen Züge des Gesichtes, die trotzig-süßhe Daltung ziehen ihn mit der Kraft geheimnisvoller Wahlverwandtschaft an. So, wie dieser aussieht, so hätte er den Erben seines Thrones sich gewünscht, und er legt das Zauber Schwert in des Abenteurers Hände. So gerüstet erobert er Medusa. Wie die Gäste und das Hochzeitspaar erscheinen, da wirbt er im Liede um sie. Sie stürzt ihm in die Arme, und mit der Zauberwaffe des Alten, vor der der Schwarm der Gäste schon zurückweicht, sired er Vito nieder. Der Alte, von dem Lärm aufgeschreckt, steigt von seinem hohen Thron hernieder. Die Luthat Valentinos bestärkt ihn nur in seinem Glauben, daß der edle Fremdling von der Natur selbst zum Herrscher über alles Volk bestimmt sei. Er drückt die Krone auf das Haupt des Mörders und huldigt ihn als Herrn von Abadessa. Aber auch die Krone bindet. Nach süchtigem Rausch der Herrschermacht erwacht in Valentino der alte Abenteurersinn. Die Leiche einer verlassenen Geliebten ruft die farbigen Bilder der Vergangenheit wach. Was kümmert ihn des Reiches Schutz und Sicherheit, um die er sorgen soll, was kümmert ihn Medusa, nun da er in reizvoll-waghaftem Würfelspiel um Tod und Leben sie gewonnen und ihre Liebe genossen hat! Nach neuen nie gesehenen Küsten drängt es ihn. Da bohrt das Weib in eifersüchtiger Rache ihm den Dolch in die Brust und um das Schluchtableau noch glänzender zu machen, wirft sie die Brandfadel ins Schloß und versinkt, mit dem Geliebten vereinigt, unter den rauchenden Trümmern.

Als Oper hätten die balladenartigen Bilder, die Dörmann lose aneinanderreicht, vielleicht zu wirken vermocht. Gesang und Musik könnten die elementaren Stimmungen, um die der Dichter sich bemüht, wohl in uns auslösen. Als Drama aber ist das in seiner ganzen Anlage und Scenensführung opernhafte gedachte Werk mit seiner kassen, unvermittelten Effekten, seiner ganz primitiven Psychologie und Symbolistik so verfehlt wie möglich. Jede Illusion verfliegt, man hat den Eindruck, daß nackt und laßl ein Thema abgehandelt wird, das mit ganz demselben Erfolg sich sehr viel kürzer

erlebigen ließe. Auch die Verse enttäuschen. Dörmanns Sprache ist glatt, doch ohne tieferen Wohlklang und markige Eigenart; zuweilen — so in dem Liede, in welchem Valentino um die Fürstin wirbt — sinkt sie zur baren Dürftigkeit herab. Daß dieses Stück in Oestreich einen Preis erhalten konnte, ist ein charakteristisches Zeichen für den Tiefstand der dramatischen Produktion.

Die Aufführung bot — von der Rolle des alten Zutromir, die Molenaar prächtig zur Geltung brachte, abgesehen — keine überraschenden Leistungen. Fräulein Poppe spielte die Medusa, Malowitsky den Valentino. Die Scenen des letzten Aktes, der Herrschertraum und das allmähliche Erwachen, der Abschied von Medusa, gelangen ihm am besten. Glänzend war die Inszenierung. Die Opposition blieb in der Minderheit, noch dem zweiten und dritten Akte konnte Herr Dörmann, der als Wiener seinen eisenfresserischen Helden nicht gerade ähnlich sieht, mehrmals erscheinen. — dt.

Musik.

Seit der englische Dichter Byron das, was man kurz „welt-schmerzliche Perzissenheit“ oder dergleichen nennt, in mehreren Gestalten verkörpert hat, ist mancher Zug in die Entwicklung unsres Denkens eingedrungen, der uns jene Gestalten immer noch näher führt. Die Musik hat sich diese Lage mannigfach zu nutze gemacht. Die Benutzung einer Episode aus dem „Childe Harold“ durch Berlioz dürfte ein Hauptbeispiel dafür auf französischem Boden sein. Den „Manfred“ haben der Deutsche Robert Schumann und der Russe Tschaikowsky musikalisch verwertet; dieser in Form einer Programmsymphonie (die für Berlin auch nicht mehr fremd ist), jener durch Betonung der musikalisch brauchbaren Teile des Dramas. Ein wirkliches Drama ist nun der „Manfred“ nicht. Der Mangel an aufrerer „Handlung“ würde uns am wenigsten stören; allein es fehlt ihm allzu sehr die konsequente Zusammenordnung aller Bestandteile zu einer bühnenmäßigen Entwicklung. So wurde denn auch Schumanns Bemühung kein integrierendes Glied in der Geschichte der Verjuche, Musik und Drama wirklich zu vereinen. Eine Uebereinstimmung ist hier zunächst negativ erreicht: dem Dichter wie dem Komponisten fehlt das Theaterblut. Bleibt die prachtvolle, den Stimmungen und Situationen treu und intim folgende Musik. Nirgends etwas Theatralisches, überall die stille Diskretion im Wiedergeben der Verührungen des Ungewöhnlichen mit Ueberrationalitäten.

Die erste Aufgabe einer Bühnenaufführung des Werkes wird also das Vermeiden äußerer Theatralik, das Herausarbeiten des Seelischen, die nachdrücklichste Verwertung der ohnehin so spärlichen und zarten Musik, das Fernhalten von allem Zauberopernhafsten sein. Die Aufführung im Theater des Westens am neulichen Freitag hat davon wenig spüren lassen. Die ganz einzigartige Musik, mit der zu Beginn die vier Geister dem Ruf Manfreds antworten, ist durchaus als Musik der Unsichtbaren gedacht, wie auch aus dem Text unzweifelhaft hervorgeht; die Regie ließ natürlich vier Theaterfiguren aufsteigen. Später soll unter dem Regenbogen eines Wasserstromes, eingeführt durch eine wiederum einzigartige Musik, die Alpenfee erscheinen; die Regie stellte sie abwärts. Am Schluß aber, als die Brüder des bösen Geistes wirklich sichtbar werden sollen, sparte man sich die Mühe.

Die Rolle des Manfred selber ist eine reine Sprechrolle, ein Lieblingsstück der Schauspieler. Diesmal hatte sie Herr Ferdinand Bonn vom Schauspielhaus. Die Erinnerung an die Manfred-Leistung des frühe dahingegangenen vornehmen Emerich Robert trübte mir keineswegs die Anerkennung von Bonn's überzeugender Veranschaulichung einer nicht eben auf Natürlichkeit angelegten Gestalt. Nur einige unschöne Votale trübten den Genuß der Sprechleistung Bonn's. Auch der Schönheit der von Schumann gewählten Uebersetzung durch Sudow (der Seubertischen bei Reclam an Sprachreinheit und musikalischem Klang überlegen) sei hier noch eine Anerkennung gezollt; Herr Bonn mischte, wenn ich recht bemerkt habe, einige fremde Wendungen hinein.

Für Opersänger sind die übrigen Manfred-Rollen im ganzen ein schweres Kreuz. Unter den Damen ragte Laura Dötsch bemerkenswert hervor; unter den Herren sei Max Birkholz erwähnt. Das Orchester unter Bertrand Sänger hielt sich den Ansprüchen gemäß, die man inmitten des gegenwärtig Ueblichen zu stellen pflegt.

Diese Einschränkung auf die Ansprüche, die man so zu stellen pflegt, ist nun freilich gewissermaßen das unentbehrlichste Instrument des Musikreferenten. Man rechnet einem Byron und einem R. Schumann die Zusammenstellungen, Halbheiten usw. nach, die bei ihnen an Stelle einer erstrebten Einheitlichkeit erscheinen. Was ist dagegen aber erst die Zusammenstellung eines Konzertprogramms, wie es die großen „Philharmonischen“ zu geben pflegen! Aus drei von einander grundverschiedenen Opern ein paar Arien und Overturen herausschneiden und dazu ein wichtiges Einzelwerk für Orchester bringen — wie scheinen das Gefühl für solchen Kunstfrevel einfach ertödet zu haben. Und dann ist man noch dankbar, wenn eine der „Kummern“ eines solchen Programms einen zu wenig Gewürdigten vorführt. Felix Draeseke, geb. 1835, geheimerer Kompositionslehrer zu Dresden, selber ein Stück Entwicklung der neueren Musik vertretend, hat durch seine „Tragische Symphonie“ einen der würdigsten Plätze in der Geschichte der Symphonienform eingenommen. Die Bezeichnung des „Tragischen“ ist hier viel enger zu nehmen, als etwa bei Schuberts gleichnamiger Symphonie. Selten hat ein in Kunstformen Sprechender die Tragik eines menschlichen

Ringens mit dem Schicksal, das Unheimliche des Druces 'auf ein hoch ausgreifendes Leben so intensiv ausgesprochen, wie es hier Dräsele that. Allerdings sind die Sprachmittel der Töne eben nur Tonsprache, diesmal noch dazu Sprache eines Künstlers, dem seine Facharbeit weit mehr wert ist, als die Arbeit für das große Publikum. Und dies in einer Zeit, in der die musikalische Specialbildung der Hörerkreise allem Vermuten nach tiefer steht, als sie vor ein, zwei Jahrhunderten stand, und als sie dann wieder stehen wird, wann wir statt des heutigen Unterrichts in Spielfertigkeit der Liebhaber eine wahrhafte Erziehung zum Verstehen und Hören der Tonsprache besitzen werden.

Wäre ein Verspüren trauriger und energischer Stimmungen im betreffenden Musikstück, ein Anerkennen präciser und flotter Wiedergabe alles, was eine Dirigentenleistung als außerordentlich erkennen ließe, so würde man an Herrn Nikisch's Aufführung der Dräseleschen Symphonie sehr viel haben. Die erste Berliner Aufführung geschah am 10. Dezember 1891 unter Bülow. Wie diese wohl gegen jene gewesen sein mag! Der Dirigent von diesmal erging sich nicht einmal in „Mäßen“. Oder vielleicht ist es ein solches, daß er bei manchen Sätzen die meiriße oder auch melodische Gestaltung verschleiert sein läßt? So war es besonders in Scherzo und im Trio jener Symphonie. Vorläufig scheint uns doch noch das Gegenteil: die möglichste Klarheit und Schärfe gerade bei Anfängen, eine unvidierlegte Forderung zu sein. Daß der Anfang der „Euryanthe“-Overtüre Webers unter dem Vortönen der Bläser undentlich wird, ist eine so alte Geschichte, daß man sie anscheinend als ein Ding betrachtet, das dem Volk erhalten bleiben muß. — Uebrigens sei auf die Beschreibung von Dräseles „Tragica“ in dem reichhaltigen „Führer durch den Konzertsaal“ von H. Kreßmar aufmerksam gemacht, der auch in einen historischen Reichthum hineinblicken läßt, wie er uns durch den Trost unsrer Konzertprogramme schwerlich zum Bewußtsein kommt.

Im selben philharmonischen Konzert (nach dessen Probe wir urteilen) sang Edyth Walker aus Wien zwei Opern-Arien. Sie besitzt eine überaus volle, wenn auch nicht ganz gleichmäßige Stimme von ziemlich dunkler Farbe, nach dem ersten Eindruck leicht für einen Alt zu halten, thätlich aber ein echter dramatischer Sopran. — Eugen d'Albert hat das Vorspiel zu seiner Oper „Rain“, einem anscheinend nicht sehr erfolgreichen aber guten Sang, den unser Opernhaus vor längerem gemacht, zum Konzertsgebrauch eingerichtet und dirigierte sie in jenem Konzert selber. So interessant dieser Eindruck war — ein wirklich stimmungsvolles Einzelstück wird doch auch durch diese Konzentrierung auf den „Raingedanken“ nicht erzielt. Ist denn die reine Instrumentalmusik so fürchtbar arm, daß immer fremde Hilfe geholt werden muß? Oder man fürchtet, sonst Publikum zu verlieren?! — sz.

Aus dem Tierleben.

10. Necht eigenartige Versuche hat Dr. A. G. Mayer vor der Biologischen Abteilung der New Yorker Akademie der Wissenschaften beschrieben. Sie wurden zu dem Zweck ausgeführt, bei Schmetterlings-Raupen das etwaige Vorhandensein und die Dauer geistiger Vorgänge festzustellen, die etwa auf die Fähigkeit eines Gedächtnisses hindeuten würden. Bei der einen Versuchsreihe setzte der Forscher die Raupen in eine hölzerne Schachtel, die durch eine Wand in zwei Abteilungen geschieden war; die Verbindung wurde durch eine kleine Oeffnung in der Wand hergestellt. Auf die eine Seite wurde feuchte Erde nebst einigen lebenden Futterpflanzen gebracht, während die andere Kammer leer blieb. In letztere wurden nun die Raupen hineingesetzt und sie fanden den Weg zu ihrer Nahrung durch die kleine Oeffnung an der Scheidewand. Auffallend war die Erscheinung, daß die Raupen ihre Weise nach dem Futter nicht abzukürzen lernten. Sie wanderten immer planlos suchend umher, bis sie zufällig an die Ausgangstür gelangt waren. Inmewhin hatten sie augenscheinlich eine Bitterung von der Nähe des Futters, denn sie betraten nur seltener die Nachbarkammer, wenn die Pflanzen daraus entfernt waren. Außerdem schien das Temperament der einzelnen Raupe eine gewisse Rolle zu spielen, denn einige fanden das Futter schneller, andre langsamer. Darin war nach der Meinung des Beobachters nicht ein Beweis für höhere Intelligenz eines Teils der Raupen zu erblicken, sondern nur eine größere körperliche Beweglichkeit, die ein seltenes durch Pausen der Ruhe unterbrochenes Wandern ermöglichte. Eine Reihe weiterer Versuche wurde mit Raupen angestellt, die nur Blätter von besonderen Baumarten als Speise nahmen. Diese Raupen ließen sich trotz ihres ausgeprägter Geschmacks zuweilen betrügen, sie konnten nämlich dazu veranlaßt werden, etwas von einer ihnen sonst ungenießbar scheinenden Nahrung zu fressen, wenn der Saft der ihnen angenehmen Pflanze auf die Blätter der andren aufgetragen war. In ähnlicher Weise konnte ihnen der Geschmack an ihrer Lieblingspflanze virekelt werden, wenn sie mit dem Saft anderer Blätter behandelt worden war. Die Raupen lieferten aber noch stärkere Beweise ihrer Dummheit, denn sie ließen sich stets verleiten, in irgend einen Stoff hinein zu beißen und sogar davon zu fressen, wenn sie einmal im Fressen waren. Wurde ihnen ihr gewöhnliches Futter vorgelegt, dann plötzlich ein ihnen sonst widerliches Blatt, vielleicht sogar ein Stück Papier oder Staniol, so bissen sie immer einige Male hinein, zogen dann aber bald den Kopf zurück und schnappten mit augenscheinlichem Mißbehagen mit ihren Behälwerkzeugen in die Luft. Die

Gefräßigkeit überwand aber stets in kurzer Zeit dem durch den Betrug erregten Widerwillen, und die Raupen fingen bald in gewöhnlicher Weise wieder zu fressen an. Wurde ihnen der fremdartige Stoff in Zeilabständen von 1/2 Minuten oder mehr vorgehalten, so fielen sie jedesmal in derselben Weise darauf hinein, ein Zeichen dafür, daß diese Zeit dazu genügt, die Erinnerung an die vorausgegangene Täuschung in dem Raupenhirn auszulöschen. Wenn die Abstände bis auf eine halbe Minute verkürzt wurden, so biß die Raupe immer seltener in den Fremdlörper und ließ ihr schließlich ganz unbeachtet. Auch bei diesen Versuchen zeigte sich wieder ein Unterschied im Temperament bei den einzelnen Raupen. Ganz merkwürdig ist eine weitere Beobachtung von Dr. Mayer an gewissen Raupen, die eine als Geotropie zu bezeichnende Eigenschaft besitzen. Sie müssen nämlich, nachdem sie sich verpuppt haben, in ihrer Hülle so liegen, daß sie mit dem Kopf nach der Erde gerichtet sind. Diese Gewohnheit läßt sich dazu benutzen, die Larven in ihren Cocon völlig einzusperren; man braucht den Cocon nur umzudrehen, dann dreht sich die darin befindliche Puppe ebenfalls um, so daß sie mit dem Kopfe wieder nach unten liegt. Nun ist aber diese Erde des Cocons so dicht gewebt, daß der auskriechende Schmetterling es nicht zerreißen kann und infolge dessen eingesperrt bleiben muß. Endlich hat Dr. Mayer nachgewiesen, daß die verschiedene Färbung der männlichen Schmetterlinge bei gewissen Arten nicht, wie Darwin gelehrt hat, ein Ergebnis der Zuchtwaß ist, sondern wahrscheinlich die Folge einer Neigung zu Veränderungen der Färbung, die den betreffenden Gattungen eigentümlich ist. —

Astronomisches.

— Das Gesamtlcht aller Sterne. In der Halbmonatsschrift „Das Weltall“ (Berlin, C. H. Schwetschke u. Sohn), lesen wir: der berühmte amerikanische Astronom Simon Newcomb hat neuerdings durch Beobachtungen verschiedener Art zu ermitteln gesucht, wie viel Licht die Erde von der Gesamtheit aller Sterne zugesandt erhält. Er fand diese Lichtmenge so groß wie die von 1500 bis 2000 oder vielleicht noch mehr Sternen erster Größe, die gleichmäßig über den Himmel verteilt wären. Mittels einer besonderen Vorrichtung konnte er feststellen, daß sein Auge noch die Lichtmenge empfand, die von einem Stück der Himmelsfläche gleich dem sechsten Teil der Mondscheibe ausstrahlte. Dieses Licht ist nicht heller als das eines Sterns achter Größe. Vergleichshalber sei erwähnt, daß das Vollmondblicht dem von etwa 120 000 Sternen erster Größe zusammen entspricht, wobei Altair oder Aldebaran als Normalstern erster Größe gelten kann. Capella ist fast doppelt, Sirius sechsmal so hell, so daß der Vollmond die 20 000fache Sirius-Helligkeit besitzt. —

Notizen.

— „Die Kleinbürger“, ein Drama von Maxim Gorki, deutsch von August Scholz, gelangt am 1. März bei Bruno Cassirer in Berlin zur Ausgabe. —
 — Intendantur-Direktor Pierson, der eigentliche Macher an den Berliner Hofbühnen, ist am Sonntag gestorben. —
 — Sudermanns neues Stück „Es lebe das Leben“ ist bisher von sechzig Bühnen zur Aufführung angenommen worden. —
 — „Familie Schimmel“, ein neuer Kadelburgscher Schwank, wurde im Deutschen Volkstheater zu Wien beifällig aufgenommen. —
 — Weingartners Operntrilogie „Drestes“ erzielte bei der Erstaufführung im Neuen Theater zu Leipzig einen starken Erfolg. —
 — Ein Dante-Denkmal wird auf Staatskosten in Rom errichtet werden. —
 — Internationale magnetische Terminbeobachtungen. Während der Forschungsreisen in der südlichen kalten Zone, welche Deutschland und England veranstaltet haben, sollen am möglichst vielen magnetischen Observatorien auf der ganzen Erde zu gewissen Zeiten gleichzeitige Beobachtungen der magnetischen Elemente angestellt werden. Der Plan geht dahin, am bestimmten („Termin“) Tagen zu jeder vollen Stunde die drei Elemente des Erdmagnetismus zu bestimmen, außerdem zu gewissen („Termin“) Stunden diese Beobachtungen mit ganz besonderer Genauigkeit auszuführen, um gewisse kleine Störungen der magnetischen Kraft zu ermitteln. Man hofft hierdurch, in Verbindung mit den magnetischen Beobachtungen in der Nähe des Südpols, ein weit vollkommeneres Bild der jeweiligen magnetischen Verhältnisse der Erde zu gewinnen, als bis jetzt vorhanden ist. —
 — Eine interessante Luftspiegelung ist im Hafen von Saloniki (Thurkei) beobachtet worden. Dit erscheint das Meer dort an einer Stelle glatt wie ein Spiegel, an einer andern aber von einer Brise gekräuselt; auch in der Farbe zeigt sich schon ein merklicher Unterschied. Befindet sich die glatte Stelle bei dem hohen Vorgebirge Karaburnur, welches die Bai fast abschließt, so spiegelt sich die Landzunge im Wasser und erscheint stark erhöht. Und wenn die spiegelnde Fläche vor dem benachbarten flachen Ufer liegt, so sieht man im Wasser deutlich die umgekehrten Bilder der Bäume und Häuser. Dabei beträgt die Entfernung des Vorgebirges von Saloniki 20 Kilometer. —